

## Ewige Vollendung

Von AUGUST BRUNNER S. J.

Im Herzen der Menschen lebt eine unstillbare Sehnsucht nach vollkommener Gemeinschaft: daß nichts sich zwischen Du und Ich trennend dazwischenschiebe, daß alles, was dem Du gehört, auch dem Ich zu eigen würde und nichts im Ich dem Du verschlossen läge. Nicht so, daß beide in eins verschmölzen; denn wo nur einer ist, da ist Einsamkeit, nicht Gemeinschaft. Nein so, daß Gemeinschaft gewahrt würde, ja nun erst das Wunder ganz geschähe, daß die vielen völlig eins und sich einander schenkend ungetrennt, aber doch verschieden wären.

Nie wird hier auf Erden dieser Wunsch erfüllt. Auch die innigste Gemeinschaft läßt noch ein Tiefstes, Unerreichbares außerhalb des gemeinsamen Lebenskreises, und das Licht, das beide durchdringt, vermag ein letztes Dunkel nie aufzuhellen. Aber in diesem unzugänglichen Dunkel, da lebt, so spürt es der Mensch mit schmerzlicher Gewißheit, da lebt das Eigentlichste, Entscheidende des Du und des Ich, das Du und Ich selbst, dem gegenüber das Durchleuchtete und Durchdrungene fast noch ein Außenbezirk bleibt. Und wie kurz währt selbst diese innigste Gemeinschaft der Liebe! Wie bald sinkt sie wieder zurück in eine Fremdheit, die durch die Erinnerung an den Glanz und die Feier der innigen Stunden nur noch härter und drückender auf dem Menschen lastet! Hinter jeder liebenden Gemeinschaft lauert die kalte Einsamkeit; auf den flammenden Mittag folgt die schreckende Stunde der Nacht, in der man die Allernächsten nicht mehr wiedererkennt und die trauesten Stimmen so fremd, so unheimlich klingen. Vergebens müht sich der Mensch vor dem Tor zum letzten Geheimnis des geliebten Menschen, und die ewige Enttäuschung einer Sehnsucht, die er doch nicht lassen kann, treibt ihn zuweilen in die ärgsten Verirrungen. Mit Gewalt vermeint er Pforten sprengen zu können, die, wenn überhaupt, sich nur der Liebe öffnen würden; und er vermißt sich, durch Unterjochung einer Freiheit Herr zu werden, die nur als Leiche in seinen Händen zurückbleiben könnte, da sie sich ja als Freiheit aller Gewalt entzieht. Oder er flüchtet sich in den Rausch und den Selbstverlust des Genusses, wo die scheinbare Einheit eines Augenblickes mit um so bitterer Entfremdung bezahlt wird.

Was stellt sich dem unstillbaren Wunsch nach restloser Gemeinschaft und liebender Einheit immer wieder in den Weg? Woher stammt das Dunkel, das der erhellenden Flamme menschlicher Liebe so undurchdringlich bleibt? Was verschließt die Tore zum innersten Heiligtum der Seele? Verschließt sie, auch wenn alles in uns danach drängt, sie dem Mitmenschen weit aufzutun?

Da ist zunächst die dumpfe Mauer unseres leiblichen Seins. Der Stoff liegt dunkel da, unzugänglich dem Lichte unserer Erkenntnis. Dessen Strahlen prallen gleichsam an seiner starren Oberfläche ab. Ja, er ist nur Oberfläche, er hat kein Inneres, das sich erschließen könnte. Er ist gleichsam aus lauter Dunkel und Kälte gebaut; er hat kein Herz, das mit einem andern Herzen mitzuschlagen vermöchte. Wie unbekümmert um menschliche Werte geht er doch voran; und wie gleichgültig gegen menschliche Liebe und menschliches Leid zermalmt er, was ihm in den Weg kommt. Wie taub ist er für alles Bitten und Flehen! So taub und blind, daß wir seine Gleichgültigkeit in ihrer eisigen Kälte nicht zu erfassen imstande sind und sie immer noch mit unseren eigenen menschlichen Gefühlen, mit einem dem Leben entlehnten Innern, mit einer unserem eigenen ursprunghaften Aufschwung vergleichbaren Selbsterhebung zum Tun ausstatten, die der Stoff doch nur vom Drang des Menschen nach Verstehen geborgt erhält.

An diesen Stoff ist unser Geist als Leibseele gebunden; und damit gebunden an seine Dunkelheit und Undurchdringlichkeit. Gewiß vollbringt das Leben und mehr noch der Geist das Wunder, das uns allzu vertraut geworden ist, dieses Tote zu beleben, dieser Schwere Eigenbewegung zu verleihen und dieses Dunkel zum Leuchten zu bringen. Sie heben den Stoff über seine eigenen Möglichkeiten hinaus. Im Lebendigen und besonders im menschlichen Leib wird der Stoff ein wenig des Lichtes und der schwebenden Leichtigkeit von Leben und Geist teilhaft, wird er von ihnen in die Wachheit der Erkenntnis und des Bewußtseins hineingenommen. Aber nur um den Preis, daß nun der Geist an das Dunkel gebunden und in jenen Tiefen, in denen er sich dem Leib vermählt, selbst zum Dunkel wird; er ist nicht mächtig genug, den Leib auf die eigene Höhe hinaufzuziehen und ihn sich ganz zu eigen zu machen. Jene Tiefen sind aber die allerletzten; denn nur durch die Bindung gleichsam in den Fundamenten des beiderseitigen Seins wird ein Mensch, Leib und Seele, und doch einer. Wie der Stoff emporgehoben und vergeistigt wird, so wird der Geist herabgezogen und verleiblicht.

Daher kommt es, daß wir nicht bloß für andere im eigenen Grunde unzugänglich und undurchdringlich sind, sondern auch für uns selbst. Ja, daß wir es in gleichem Maße, wenn auch auf andere Weise, für uns selbst und für andere sind. Wir wissen um die eigenen Abgründe; aber wir können nicht mit der Fackel der Erkenntnis in sie hinabsteigen und durch das Gebot unseres Willens Ordnung und Friede den dort hausenden Ungestalten gebieten. Immer wieder werden wir den andern und uns selbst fremd und unverständlich; immer wieder erschrecken wir vor dem, was aus den brodelnden Tiefen sein Haupt erhebt, unser eigen Fleisch und Blut, in dem wir uns doch nicht wiederzuerkennen vermögen.

Das ist es also einmal, was uns den andern und uns selbst entfremdet, der Stoff in seiner Undurchdringlichkeit, und auch noch das niedere Leben in seiner Verslossenheit. Es ist, als ob der Stoff in der metaphysischen

Schwäche seines Seins es nicht wagen dürfte, über sich selbst hinaus sich anderem zuzuwenden; wie wenn er in Angst wäre, sich selbst zu verlieren, ließe er Fremdes in dieses Sein eindringen; als vermöchte er es sich nicht anzueignen, sondern würde von ihm verschlungen. Und so ist es ja auch, so sehr wir davon nur in menschlichen Bildern zu sprechen vermögen. Der Stoff ohne eigene Seinsmitte wird ja von jedem Einfluß gepackt und geschoben; er ist jeder Macht ausgesetzt, ohne widerstehen zu können. Wie groß die Kraft ist, die ihn trifft, so groß ist auch die Wirkung, die sie auf ihn ausübt. Um anderes als sich selbst weiß der Stoff nicht — und darum auch um sich selbst nicht —; er geht voran, als ob es in der Welt nichts gäbe als ihn. So sind der Stoff und auch noch das niedere Leben gewissermaßen in sich eingeschlossen, gar nicht, oder wie in der Pflanze nur wenig geöffnet für anderes, blind und taub für alles, was höher ist. In einem menschlichen Bilde könnte man sagen, der Stoff kennt nur sich, und kümmert sich nur um sich, ist gleichgültig gegen alles, was nicht er selbst ist. Er ist von Natur und durch sein Sein das, was im Menschen Selbstsucht als Haltung ist. Er ist, wenn man so sagen dürfte, unbewußte Angst um das eigene Dasein, gefrorene Angst und Sorge, die Verslossenheit selbst.

Weil der Mensch an den Stoff gebunden ist, weil das leibliche Leben das unmöglich erscheinende Unternehmen ist, den Stoff von sich selbst gleichsam für Höheres zu erlösen, so ist auch der Mensch von seinem Leibe her voller Angst um sich selbst, peitscht ihn die Sorge immer voran, verschließt er sich in Selbstsucht. Aber nun in eigentlicher und viel heftigerer Weise. Denn was beim Stoff noch bloßes Bild war, womit wir für unser Erkennen fast Unzugängliches irgendwie noch zu sagen versuchten, das wird hier zum quälenden Erlebnis. Und was im Stoff das Sein selbst ausmachte und ihn darum nicht beunruhigt, das wird in uns zum Widerstreit zwischen dem Zug des Stoffes ins Dunkle und Eigensüchtige und dem Streben des Geistes nach Weite, Licht und Freiheit. Wo das niedere Leben und der Stoff sich gleichsam in sich selbst verkrampfen, da öffnet sich der Geist in der Erkenntnis auch für das, was er nicht ist. Wo das leibliche Leben alles nur auf sich selbst bezieht und es für sein Erkennen nur Beute und Feind gibt, da vermag der Geist den Eigenwert der andern Seienden anzuerkennen und vor allem die andern Menschen in ihrem Recht, selbst zu sein und auch als eigene Seinsmitte in Freiheit der Welt gegenüberzutreten, zu bejahen nicht nur in Worten, sondern vor allem durch die Haltung selbstloser Liebe. Gerade weil er selbst eine solche Mitte ist, geht er hinaus zu andern Menschen, in deren Gemeinschaft er selbstlos schenkend und empfangend erst seine persönlichsten Möglichkeiten verwirklichen kann. Je sicherer er in der eigentlichsten Tiefe des eigenen Seins steht, um so furchtloser kann er das Wagnis der Erkenntnis und der verschwendenden Liebe eingehen, und er wird darin nur zur eigenen Größe emporwachsen.

Durch diesen Widerstreit ist der Mensch von den Wurzeln des eigenen Seins her gespalten und zerrissen. Nicht so, daß Geist und Leib unabhängig

voneinander nach entgegengesetzten Richtungen sich fliehen. Nein so, daß der eine Mensch zugleich will und nicht will und nie ungeteilt nur eines wollen kann. Daß er mit sich selbst nicht einig ist. Er kann sich nicht wie das Tier von seiner Natur führen lassen, weil diese selbst unsicher ist und von den eigenen Widersprüchen hin und her gezerrt wird. Will der Geist in selbstloser Hingabe seine Vollendung suchen, so gerät der Leib in Angst um sein bedrohtes Dasein. Überläßt man aber den Leib seinen Gelüsten, so verwüsten bald von dem um sein Eigenstes betrogenen Geist her Langeweile, Ekel und Verzweiflung das ganze Leben.

So ist der Mensch sich und andern ein beunruhigendes und erschreckendes Rätsel. Weder in der Nacht des Unbewußten noch im hellen Licht völliger Bewußtheit vermag er zu gedeihen. Die Verslossenheit des niederen Lebens wird zur quälenden Einsamkeit, aus der er in die Gemeinschaft flieht, um in kurzem enttäuscht sich wieder von ihr abzuwenden. Je mehr der Geist hinauflebt zu den sonnenbestrahlten Höhen des Seins, um so schmerzlicher empfindet er die Mächte, die ihn immer wieder in die Tiefen verlocken möchten. Es bleibt dem Menschen versagt, aus eigenen Kräften den letzten Aufschwung zu vollbringen, der ihm das eigene Sein von den Wurzeln her ganz in die Hand gäbe, daß er in beschwingter Freiheit schenkend und liebend über sie verfügen und mit seinem Eigentlichen dem Mitmenschen in dessen Mitte begegnen könnte. Weil ein Abgrund uns von uns selbst trennt, geht auch kein Weg ins letzte Geheimnis des andern. Weil wir mit uns selbst zerfallen sind, werden wir auch mit den Allernächsten nie fraglos einig. Wie der Stengel und die Blume sich nur erheben aus der Nacht des Erdreichs, so blüht unser eigenes Sein immer nur aus dem Dunkel dem Licht entgegen.

Es wäre aber falsch zu meinen, der Leib allein sei die Ursache unserer Ohnmacht und unserer Unseligkeit. Ist es doch so, daß der Geist es eben nicht vermag, ihn mit seiner Wärme und seinem Lichte von der Tiefe her zu verklären. Aber würde nicht wenigstens ein reiner endlicher Geist imstande sein, sich aus eigenem Aufschwung zur Vollendung zu erheben und so sein Heil und seinen Frieden zu finden? Das ist jedenfalls gewiß, daß ein solcher Geist einer Geschlossenheit seines Seins fähig ist, wie der leibgebundene Mensch sie kaum und nur wie aus weiter Ferne ahnen kann. Er ist ja nicht hineingebannt in einen Seinsbereich, der aus sich nur Finsternis ist und von Natur aus der Durchlichtung widerstrebt. Sein Selbstverständnis stößt nicht auf unbewußte Abgründe. In gewaltiger Freiheit ist es ihm gegeben, das eigene Sein ganz in seine Hände zu nehmen und es in Gemeinschaft und Liebe andern entgegenzubringen. Gegen seine natürliche Fähigkeit zur Hingabe sind wir wie steinerne Selbstsucht. Vor seinem strahlenden Sein sind wir dunkle Nacht. An seiner Freiheit gemessen sind wir Gefangene, denen fast nur das eine bleibt, sich in den Banden ohnmächtig aufbegehrend zu winden.

Und doch bleibt auch im endlichen Geist, auch wo er nicht an einen Leib gebunden ist, ein Letztes, das sich ihm entzieht, das er aus sich allein nicht versteht; und dies ist nicht weniger als sein Dasein selbst. Als endlicher Geist hat er dieses ja nicht aus sich; es ist ihm geschenkt. Sein Sein liegt gleichsam in seinem Rücken. Um es zum allerletzten, vollkommenen Selbstbesitz und Selbstsein in die Hand zu bekommen, müßte er hinter sein Dasein zurückgehen, was ja doch nicht geschehen kann. Sein Sein tritt auch ihm als eine Tatsache entgegen. So sehr er in seiner selbstmächtigen Freiheit sich zu dem macht, was er je ist, so vermag er es doch nur auf Grund des geschenkten Seins. Damit ist alles, was er ist und tut, durchsetzt von Tatsächlichkeit. Diese bleibt die Voraussetzung alles Verstehens, entzieht sich aber selbst allem endlichen Verstehen. So sind wohl die geschaffenen Geister Licht, ja, aber entlehntes, zurückgestrahltes Licht; Freiheit, aber geworfene Freiheit; Selbstsein, aber aus geschenktem Grund. Auch die Wurzeln des endlichen Geistseins umfängt ein Dunkel, das von ihm selbst her nicht zu lichten ist, ein Dunkel, das doch der Schoß des Lichtes ist, in dem dieses Sein in so herrlichem Glanze aufleuchtet. Auch ein solcher Geist muß vor dem reinen Selbstsein, dem fraglosen Einvernehmen mit sich selbst haltmachen. Denn bis zum äußersten Rand selbst sein, das hieße mit den Wurzeln des eigenen Seins zusammenfallen, nicht von einem anderen her das eigene Dasein empfangen, sondern alles in eigener Seinsmacht sein, Wurzel und Blüte und Frucht des Seins in eins, und in ungetrübter Sicherheit darum wissen. Vollkommen selbst ist durch sich allein nur Gott; nur Er kann sich nennen: „Ich bin der, der ich bin“.

Wenn nun aber eine Macht eingriffe in das doppelte Dunkel des menschlichen Seins und mit der unwiderstehlichen Kraft ihres Lichtes auch noch den Stoff von seinen Wurzeln her durchgängig machte für das Strahlen des Geistes, daß seine plumpe Trägheit nunmehr von diesem her und durch diesen wie aus einem einzigen Quellpunkt verwandelt lebte, so daß er dem Wehen des eigenen Geistes ohne Widerstand und ohne Anstrengung Folge leistete; wenn ferner der Mensch an den Wurzeln des eigenen Seins des Quells inne würde, aus dem dieses Sein je und je erfließt, und nun unmittelbar erführe, daß dieser Quell personhaft schenkende Liebe ist, dann könnte das Streben, sich auch im Letzten in die Hand zu bekommen, zur Ruhe kommen, weil ihm die untrügbare Sicherheit würde, daß das eigene Sein in unsagbar seliger Erfüllung in der Allmacht der ewigen Liebe unverlierbarer geborgen ist als in der Ohnmacht eigenen Sorgens. Ja, wenn in der liebenden gegenseitigen Hingabe Gott selbst, der Schöpfer des menschlichen Seins, sich schenkte, dann gelangte der Mensch auf dem Weg über ihn, der kein Umweg ist, wirklich an die Ursprünge des eigenen Seins, aber nun nicht mehr in angstvoll-selbstsüchtiger Sorge, sondern in seliger Hingabe an den Wiedergeliebten, dann wäre der Mensch er selbst, wie es ein endliches Seiendes, ein Geschöpf, ein leibgebundener Geist überhaupt nur sein kann. In seinem liebenden Einvernehmen mit Gott verfügte er über

das, worüber sich nicht verfügen läßt, und das Unmögliche würde ewiges Ereignis, daß er in Gottes Schöpferkraft sich selber mitschüfe. Dann würde der Leib aus der Kraft vollkommener Liebe durchgeistet, nicht durch abstraktes, lebloses Wissen, das so wenig mit echter Geistigkeit zu tun hat, sondern als Erhobenwerden und Aufleuchten von den Wurzeln her. Nun würde die unselige Gespaltenheit des Menschen, die ihn nie ganz zu sich selber kommen läßt, zusammengehen in die erfüllte, bis zum Rand erfüllte freie Übereinstimmung mit sich. Dann könnte endlich der von der Angst erlöste Mensch von aller Sorge befreit sich Gott und den Menschen hingeben und in diesem Mitsein ungefährdet selbst werden. Dieses Selbst aber verwirklichte die volle Selbstlosigkeit; in der ewigen Liebe Gottes seiner sicher, verkrampfte es sich nicht mehr zu dem vergeblichen Unterfangen, aus sich als aus den letzten Gründen des eigenen Seins existieren zu wollen. Jetzt erst wäre der Mensch glücklich, befriedet, heil. Das erst hieße leben, in Wahrheit leben.

Aber ist solches möglich? Oder ist es nur die Ausgeburt der Träume eines Seienden, das zu ewigem Zwiespalt mit sich und damit mit allem andern verurteilt ist und das sich mit seiner Zerrissenheit doch nicht abfinden kann? Dem der Zwiespalt wie die Empörung gegen ihn gleich wesentlich und unaufhebbar sind? Wir müßten der letzten Annahme zuneigen, wenn die aus bloß menschlichem Streben geborenen Religionen und Philosophien je in der Geschichte ein solches Bild restloser Erfüllung als Ideal, auch als unmögliches Ideal, dem Menschen vorgehalten hätten. Aber zu solchen Höhen haben sich menschlicher Mythos und menschliches Denken nie verstiegen. Nein, wovon wir bis jetzt gesprochen oder besser stammelnd zu sprechen versucht haben, das ist nichts anderes als die christliche Unsterblichkeit, das ewige Leben. Bevor die Lehre von ihm verkündet wurde, haben die Apostel es mit eigenen Augen geschaut und mit ihren Händen betastet (1 Joh 1, 1), vorausnehmend im Geheimnis der Verklärung, endgültig Wirklichkeit geworden im Leibe des auferstandenen Christus.

Dieses Leben ist kein Traum, entworfen aus ohnmächtiger Sehnsucht, sondern eine Tatsache, allerdings eine Tatsache nicht von dieser Welt. Wenn die Bedingungen des irdischen Menschseins so von den Wurzeln des Seins her verwandelt werden, dann darf man diese neue Seinsweise auch nicht mehr an den Notwendigkeiten und Möglichkeiten des sterblichen Lebens messen. Sie ist kein naturhaftes Geschehen, sondern ein persönliches verwandelndes Schaffen Gottes. Nicht bloß Worte sind es, wenn dieser Mensch „eine neue Schöpfung“ genannt wird, für die alles Bisherige zum Alten und Überholten geworden ist (Paulus im 2. Korintherbrief 5, 47; Galaterbrief 6, 15). Und doch streckt sich diesem unweltlichen Zustand die ganze Schöpfung als ihrem Sinn und ihrer Erfüllung erwartend entgegen (Römerbrief 8, 20 ff.), weil im verklärten Menschen der Unsterblichkeit sogar die Welt des Stofflichen mit hineingenommen wird in die ewige Vollendung.

Erst so aber ist Unsterblichkeit für den Menschen das Ziel, dem er von ganzem Herzen zustreben kann, um so ins Einvernehmen mit den geheimsten Strebungen seines Seins, um so ins Heil zu kommen. Die bloß naturhafte Unsterblichkeit des Geistes könnte uns eher erschrecken. Und es ist nur allzu verständlich, wenn die meisten Mythen, die von dem Leben nach dem Tode sprechen, dieses Weiterleben mit wenig verlockenden Farben malen, als ein vermindertes, kraftloses, dumpfes Dahinleben, so daß Achilleus lieber auf Erden als Lohnknecht das Feld für einen bedürftigen Mann bestellte, als in der Unterwelt über alle Toten zu herrschen (Odyssee 11, 489 ff.). Darum ist auch dem heutigen, wieder so heidnisch denkenden und empfindenden Menschen die persönliche Unsterblichkeit nicht Gegenstand der Hoffnung und Trost in den Mühsalen, sondern eine unheimliche Drohung, die er durch Vergessen, Leugnen oder Ersatzvorstellungen wegzuschieben trachtet. Was hieße es in der Tat auch, unsterblich zu sein, wenn wir ohne Ende weiterleben müßten als die, die wir sind, mit den Mitmenschen, wie wir sie kennen? Als die Zwiespältigen, mit sich selbst Zerfallenen und ewig Unzufriedenen, als die Ohnmächtigen, die doch nicht vom Unmöglichen lassen können? Wenn unsere Sehnsucht ewig uns hineinbannte in das ungenügende Selbst und es uns verböte, mit den andern eins zu werden in liebender Übereinstimmung! Wenn wir das Bruchstückhafte unseres Seins ewig mit uns herumtragen müßten, uns und andern zur Qual! Und zu wissen, daß es nie anders werden kann! Das wäre ja bereits der Anfang der Hölle. Buddha hat einen tiefen Blick in diese Verlorenheit des Menschen geworfen. Da zerrissen endgültig für ihn die betrügerischen Schleier, mit denen sich der Mensch die grausame Wirklichkeit verdeckt. Der Gedanke, durch Fortschritt und Kulturentwicklung aus dieser Verfallenheit des Daseins herauszukommen, wäre ihm als die letzte Torheit erschienen. Aber als Ausweg kannte er nur das Tor ins Nichts, und auch dieses Tor war unsäglich schwer zu finden. Gar es aufzutun, das vermöchte nach ihm nicht die Willensmacht, die ja von der Selbstsucht verseucht ist, sondern nur das Eingehen in die wesenhafte Ohnmacht unseres Seins, um es von den Wurzeln her zum Aufhören zu bringen dadurch, daß wider die Strömung des Lebens selbst gelebt wird.

Nein, Unsterblichkeit hat für den Menschen, wie er wirklich ist, nur Sinn, ist nur beglückend, wenn wir erlöst sind, erlöst von uns selbst, von dem dumpfen Gewicht unseres Leibes und von der Geworfenheit unseres Seins, ohne daß wir aufhören, Menschen, d. h. Einheit von Leib und Seele zu sein, aber nunmehr ungetrübte Einheit von dem innersten Kern unseres Seins her. Dazu muß aber der Mensch sich der Liebe Gottes auf tun, auf daß das verklärte Leben Christi in ihn einströme, ihn verwandle und befähige, von der Herzmitte Christi her dessen Einheit mit dem Vater mitzuerleben. Wie ein gewaltiger Strom wird ihn dieses neue Leben hineinnehmen in die göttliche Zwiesprache des Dreieinigen, in dem unendlich erfülltes Selbstsein in eins mit vorbehaltlos schenkender Hingabe ewige Wirklichkeit, ewiges Leben ist.